

mieren. Die Aufschreibeprozesse waren demnach stark auf das Aufnahmeverfahren ausgerichtet, zudem funktionierten die Dossiers als Rohmaterial für ein „Erfassungswissen“ (S. 266) innerhalb des hierarchischen Anstaltsgefüges. Dennoch kam es auch Am Steinhof zu Sekundärnutzungen der Akten, etwa in Gerichtsgutachten oder beim Aufbau einer zentralen „Erbkartei“ nach der Eingliederung ins Dritte Reich. 1940 entschieden die T4-Gutachter schließlich über das Leben von 4.000 Patientinnen und Patienten – allein aufgrund der Krankenakten, ohne die beurteilten Frauen und Männer je zu Gesicht bekommen zu haben.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit der Ausdifferenzierung der Anstaltspsychiatrie in den 1920er Jahren. Dazu gehörten die Intensivierung der Arbeitstherapie, die Einrichtung von speziellen Abteilungen für Alkoholiker und Epileptiker innerhalb des Steinhof-Komplexes sowie der Aufbau einer Außenfürsorge für Alkoholabhängige und Nervenranke. Die Entwicklung in Wien verlief hier weitgehend parallel zu ähnlichen Reformen in Deutschland oder der Schweiz, die in Richtung eines integrierten, ambulanten wie stationäre Angebote umfassenden Versorgungssystems wiesen. Zugleich erhielt das psychiatrische Handeln unter der Ägide der progressiven Sozialpolitik des ‚Roten Wien‘ eine verstärkt sozialhygienische Imprägnierung.

Ledebers Studie liest sich angenehm, auch wenn man sich stellenweise mehr Synthese und Leserführung wünschen würde. Indem sie eine Großanstalt in den Blick nimmt, die vor allem der Behandlung und Pflege diene, schließt sie eine wichtige Lücke nicht nur der österreichischen Psychiatriegeschichte und führt – etwa bezüglich der Funktion von Krankengeschichten – zu zahlreichen neuen Einzeleinsichten. Es ist ein Verdienst des wissenschaftli-

chen Ansatzes der Autorin, dass er – im Gegenwind zu den Forschungstrends der letzten Jahre – die Versorgungsfunktion der modernen Psychiatrie wieder stärker in Erinnerung ruft. Tatsächlich hatte psychiatrisches Handeln immer ebenso viel mit dem (räumlichen) Organisieren und Verwalten von sozial abweichenden Menschen wie mit Krankheitskonzepten und Forschung zu tun. Es gelingt Ledebur, die „psychiatrische Polytechnik“ als eine anwendungsbezogene Wissensform zu profilieren, die eigene epistemische Standards setzte. Kritisch zu hinterfragen ist allerdings, ob sich aus der Trennung von Klinik und Anstalt, wie sie in Wien (und in vielen deutschen Universitätsstädten) realisiert wurde, wirklich eine derart starke Polarisierung von Versorgungs- und Forschungswissen ableiten lässt, wie dies die Autorin suggeriert. Hierzu nur ein Beispiel: Wie aus verstreuten Bemerkungen deutlich wird, fungierte die Wiener Klinik als wichtigste Zuweisungsinanz der Anstalten Am Steinhof (S. 83, 117, 164); sie war somit selbst Teil des regionalen Versorgungsnetzes, ein Befund, der jedoch nur bedingt in die Analyse einfließt. Nicht ganz klar wird auch, sieht man von einigen Hinweisen auf Verlegungen und steigende Mortalitätsraten ab, unter welchen Umständen die Patientinnen und Patienten überhaupt nach Steinhof gelangten – und wann und in welche Richtung sie ihn wieder verließen. Hier stößt ein Ansatz, der auf innere An-Ordnungen fokussiert, sichtlich auf Grenzen. Eine weiterführende Untersuchung müsste deshalb noch stärker zwischen unterschiedlichen Settings vergleichen und die arbeitsteiligen Prozesse und Menschenströme innerhalb des regionalen Versorgungsdispositivs in den Blick nehmen. Ledeburs Buch bietet hierzu eine ausgezeichnete Grundlage.

Urs Germann (Bern)

DOI: 10.1002/bewi.201501767

Silke Fengler, *Kerne, Kooperation und Konkurrenz. Kernforschung in Österreich im internationalen Kontext (1900–1950)*, (Wissenschaft, Macht und Kultur in der modernen Geschichte 3) Wien usw.: Böhlau 2014. 373 S., € 49,00. ISBN 978-3-205-79512-4.

Es ist klar, dass man eine Geschichte auf verschiedene Weisen erzählen kann, aber es ist dann doch immer wieder faszinierend zu sehen, wie dies im Einzelfall geschieht. Die Kernforschung in Österreich ist so ein Fall. *Franz Serafin Exner und sein Kreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Physik in Öster-*

reich, so lautete schon 1982 ein Buchtitel zu diesem Thema aus dem Blickwinkel einer Physikerin (Berta Karlik) und eines Physikers (Erich Schmid), die selbst dem Exner-Kreis sehr nahe standen. Beate Ceranski und Maria Rentetzi haben aus der Perspektive des Rohstoffs Radium ganz andere Darstellun-

gen dazu publiziert. Und Wolfgang Reiters Studien (z.B. über Stefan Meyer) schildern die Geschichte der österreichischen Kernforschung wiederum aus einer anderen Warte. Silke Fengler kennt (und zitiert) alle einschlägigen Darstellungen – und gibt dem Thema dennoch eine originelle, neue und viel erschöpfendere Behandlung als alle bisherigen Geschichten zur österreichischen Kernforschung.

Dass ihr dies so überzeugend gelingt, hat neben der überaus gründlichen Sichtung zahlreicher, sonst noch kaum in Betracht gezogener Archivquellen vor allem zwei Ursachen: Zum einen beschränkt sie den Zeitrahmen nicht nur auf die Glanzzeit des Radiuminstituts, als Wien neben Paris ein Weltzentrum der Radioaktivitätsforschung war, sondern nimmt auch die späteren Jahre in den Blick, als sich die österreichischen KernforscherInnen eher in der Peripherie ihres Faches wiederfanden. Zum anderen bedient sie sich eines Ansatzes, der sie zuerst nach den Ressourcen fragen lässt: „Wie eigneten sich die Forschenden die vorhandenen Ressourcen an und wie nutzten sie diese? Wie wurden Forschungsprogramme in Kooperation mit oder in Abgrenzung zu anderen Forschungsstätten im In- und Ausland konzipiert und durchgeführt? Und schließlich: Wie und warum veränderte sich die Position der Forschungsstandorte Österreichs im internationalen Kontext der Radioaktivitäts- und Kernforschung?“ (S. 12). Bei dieser Fragestellung geht es nicht vorrangig um die Rekonstruktion von wissenschaftlichen Entdeckungen, sondern um die Handlungsspielräume der AkteurInnen der österreichischen Kernforschung und um ihre nationale und internationale Vernetzung. Die Wechselwirkungen innerhalb und zwischen diesen Netzwerken werden mit der von Pierre Bourdieu entwickelten „wissenschaftssoziologischen Feldtheorie“ untersucht, wobei nicht so sehr die wissenschaftlichen Errungenschaften selbst, sondern vielmehr das damit verbundene materielle, kulturelle und soziale Kapital maßgeblich ist.

Die aus dieser Perspektive geschriebene Geschichte der österreichischen Kernforschung folgt nicht einer einfachen Dynamik von Aufstieg und Niedergang. Sie ist geprägt von den turbulenten Zeitläuften des 20. Jahrhunderts, doch die Zäsuren fallen nicht notwendig mit den großen Umbrüchen von 1914, 1918, 1933, 1938, 1939 und 1945 zusammen. Sie ist auch nicht lediglich eine Geschichte des Radiuminstituts, sondern erstreckt sich auch auf lokale Entwicklungen außerhalb Wiens und auf Teildisziplinen wie die Erforschung der kosmischen Strahlung.

Vor dem Ersten Weltkrieg verfügte die Donaumonarchie mit den Minen im böhmischen St. Joachimsthal über einen exklusiven Zugang zu Uranerzen, aus denen das Radium extrahiert wurde, der begehrte Rohstoff der frühen Radioaktivitätsforschung. Dies bescherte dem 1910 eröffneten Wiener Radi-

uminstitut von Anfang an eine zentrale Stellung. Es gelang den Wienern sogar, diese Vorrangstellung in den 1920er Jahren aufrechtzuerhalten. In der Provinz litt die österreichische Radioaktivitätsforschung allerdings sehr stark unter den wirtschaftlichen Folgen des verlorenen Krieges. In Graz und später in Innsbruck gelang es zum Beispiel Viktor Hess nur mit ausländischer Hilfe, sich der Erforschung der kosmischen Strahlen zu widmen. Als in den 1930er Jahren die internationale Kernforschung immer stärker zu einer Wissenschaft mit hohem apparativem Aufwand wurde und Radioisotope auch künstlich in Beschleunigern erzeugt wurden, wandelte sich der Charakter dieser Wissenschaft. Den Wiener RadiumspezialistInnen kam zwar immer noch einige Bedeutung auf dem Gebiet der Metrologie zu, aber sonst sahen sie sich mehr und mehr an den Rand gedrängt. An den Bau von Beschleunigern war angesichts knapper Finanzen nicht zu denken, und vom deutschen Nachbarn war keine Hilfe zu erwarten, nachdem die austrofaschistische Regierung Dollfuß 1933 den Nationalsozialisten in Österreich den Kampf angesagt hatte. Auch nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs im Jahr 1938 blieb der erhoffte Zufluss von Ressourcen aus Berlin in die ‚Ostmark‘ aus. Im Zweiten Weltkrieg kam es zwar vereinzelt zur Förderung kernphysikalischer Forschungen für den Uranverein, doch es blieb bei eher unbedeutenden Zuarbeiten. Die fortschreitende Marginalisierung spiegelte sich nach dem Krieg darin wider, dass sich die alliierten Geheimdienste kaum für die österreichischen Kernforscher interessierten. In einer „Analysis of Importance of Persons and Cities“ wurde zum Beispiel die Wichtigkeit der österreichischen Kernphysiker Georg Stetter und Willibald Jentschke für das Uranprojekt mit fünf bzw. sechs von maximal zehn Punkten bewertet, während es die deutschen Mitglieder des Uranvereins Werner Heisenberg, Paul Harteck, Kurt Diebner und Walther Gerlach auf jeweils zehn Punkte brachten. Die Rolle Wiens als Standort wurde nur mit zwei Punkten bewertet (S. 309).

Zunächst erscheint es nicht überraschend, dass die österreichische Kernforschung ihre führende Stellung, die sie in der Donaumonarchie durch die Verfügung über das Radium erlangt hatte, nicht in die Ära der Kernforschung als Großgerätedisziplin hinüberretten konnte. Zu diesem Befund wäre auch eine stärker an der Physik orientierte Untersuchung gekommen. An manchen Stellen hätte man sich auch durchaus ein stärkeres Eingehen auf die Physik gewünscht (wenn etwa auf S. 197 festgestellt wird, dass Hans Bethe in seinem Standardwerk zur Kernphysik der 1930er Jahre Daten aus Wien bewusst ignorierte), doch der Reiz von Silke Fenglers Studie liegt nicht in einer Beurteilung der physikalischen Leistungen, sondern in der Analyse von Ressourcen und Wissenschaftler-Netzwerken. Alles in allem

Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 38 (2015): Rezensionen

bietet die Studie am konkreten Beispiel der österreichischen Kernforschung eine detaillierte Beschreibung der Prozesse, die zur Konsolidierung bzw. Marginalisierung einer Wissenschaft führen, und dieses

Auf und Ab spiegelt nicht notwendigerweise eine mehr oder weniger erfolgreiche Bilanz in den Forschungsergebnissen wider.

Michael Eckert (München)